

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 26

Selbst gerichtet.

den Aufzeichnungen eines Kämpfers in den Befreiungskriegen.

Von M. Loebeil.

(Nachdruck verboten.)

„A, es lebe die Freiheit!“ rief ich mit meiner letzten Kraft, ergriff die Flasche und genoss fast mit einem Zug das dargebotene Labfal. Bald empfand ich die Wirkung: die Schauer schwanden, ein ungewohntes Feuer begann meine Adern zu durchströmen, und mit ihm die Lust an den Auftritten, deren Zeuge ich war. Die resignierte Resignation so vieler Jahre wich dem neu aufgereagten Gegen meine Unterdrücker und einem Durst nach Rache, die Befriedigung die Freiheit selbst mir die Pforten meines geöffneter zu haben schien. Ich jubelte laut auf, mich an die gehofften Ziele zu befinden, und in das allgemeine einstimmend, mischte ich mich aufs neue unter die Menge.

fühlte ich mich bald frischer und reger. Auch an eine Instandsetzung meines Äußeren mußte ich nun denken. So machte ich mich daran, mir unter den von den Plünderern zurückgelassenen Kleidungsstücken das Geeignete auszusuchen und es anzulegen. Derart in einen unscheinbaren, doch ausreichenden Anzug gekleidet, die rote Mütze mit der dreifarbigten Kolarde auf dem Haupte, verließ ich das Schloß. Die Nationalgarde am Tor, voll Rücksicht gegen diejenigen, die aus ähnlicher oder gleicher Ursache wie ich zurückgeblieben waren, ließ mich ungehindert passieren. Aber noch war es zu früh, um meinem dringendsten Wunsche, mich meines großen Bartes entledigen zu lassen, nachzukommen. Ich hielt mich daher bis zu passenderer Tageszeit und um vor etwaiger Wiedererkennung sicher zu sein, an weniger besuchten Orten auf. Doch wie wenig hatte ich dieses überhaupt zu befürchten! Paris war mit ganz andern Dingen beschäftigt, als daß man an die Ergreifung eines davongelaufenen Gefangenen gedacht hätte.

In der Tasche meines Rockes hatte ich eine Börse mit etwas Geld gefunden; es war nicht viel, aber hinreichend, meine geringen Bedürfnisse auf mehrere Tage zu befriedigen, und darüber hinaus ging meine Sorge nicht. So trat ich, nachdem ich endlich mein Äußeres einigermaßen wieder hatte in Ordnung bringen lassen, mit der Absicht in ein Kaffeehaus, durch das Lesen der Tagesblätter mich von dem wahren Stand-



Die materische Kirche von Zenne am Westrand der Argonnen, von den Franzosen in Trümmer geschossen.

Phot. A. Menzendorf.

ich nicht. Als ich erwachte, erhellte ein schwacher, aber anbrechender Morgendämmerung den Ort, an dem ich befand. Tiefe Stille herrschte um mich, die den Anblick der Umgebung nur um so widriger erscheinen ließ. Ich hatte mich zu besinnen, was mit mir vorgegangen war; nachdem Verwirrung und Erinnerung wieder in mir lebendig wurden,

be der Dinge, deren eigentlicher Zusammenhang mir noch immer nicht recht verständlich war und worüber ich meine Unwissenheit nicht verraten mochte, zu unterrichten. Zwar suchte ich mir ein klares Bild zu machen, doch war ich, nachdem ich ganze Stöße von Flugblättern durchgesehen, nicht eben klüger als zuvor. Doch hatte diese Lektüre meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, und ich

legte sie nur aus der Hand, um einen Gang durch die Straßen zu machen und um von jener Glenden, die die Urheberin meines Unglücks war, vielleicht etwas zu hören. Leicht fand ich das mir nur zu bekannte Gebäude wieder. Noch glänzte mein Name in Goldlettern über dem Eingange, noch schien nichts während so mancher Jahre den Glanz und das Wohlleben dieser Nichtswürdigen gestört zu haben, während ich im tiefsten Elende schmachten mußte. Ich fühlte alle Wut, allen Haß, den ich diesem Weibe geschworen, aufs neue in meiner Brust auslodern, und mit einem Eide schwur ich mir, falls die Hand der Vergeltung, die jetzt so manchen heimlichen Verbrecher ereilte, diese Strafbare verschonen sollte, ohne Erbarmen der Rächer meines Unglücks zu werden. Ich trat in ein nahegelegenes Gasthaus, wo ich durch geschickt gestellte Fragen leicht ermittelte, daß die Marquise noch immer in den alten Verhältnissen lebe und der Gang zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben sie bewogen habe, ihren Geliebten von der Abkunft mit ihr in das Ausland zu fliehen, abzubringen.

So hatte ich einige Tage verlebt; stets fand ich mich zu derselben Stunde in dem Kaffeehause ein, wo ich die Tagesblätter las, und ebenso regelmäßig besuchte ich die Sitzungen des Nationalkonvents. Da ich stets ein stummer Zuhörer der an diesen Orten gehaltenen Gespräche und Reden war, so wurde ich allmählich mit den allgemeinen Angelegenheiten bekannt. Eines Tages trat ein Mann zu mir, den ich fast stets im Kaffeehause bemerkte.

„Sie scheinen hier fremd zu sein, nicht wahr?“ redete er mich an, wobei er auf die Blätter deutete, die ich in der Hand hielt. „So ist es Bürger!“ antwortete ich; „ich bin seit kurzem in Paris. Eine Gemütskrankheit hielt mich gegen zehn Jahre an einen sehr traurigen Ort gefesselt; ich bin nun endlich genesen und nach Paris gekommen, um alte Freunde wiederzusehen. Zum Teil finde ich sie tot, zum Teil verzogen, und nun stehe ich fast allein in einer mir fremden Welt. Es ist natürlich, daß ich Zeit brauche, um die neue Ordnung der Dinge zu begreifen, um so mehr, als ich dieselbe mit dem Interesse eines Mannes verfolge, der unter dem Druck des Despotismus manche herbe Erfahrungen gemacht hat.“

„Das ist richtig von Ihnen,“ war die Antwort, „allein es reicht nicht hin, wie Sie einsehen werden, Ihnen bei der jetzigen Sachlage eine sichere Stellung zu gewähren. Sie müssen sich der siegenden Partei tätig anschließen, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, für einen heimlichen Aristokraten zu gelten. Ich bin ein Agent des Maire Petion,“ setzte er leiser hinzu, „und ich habe den Auftrag, Leute anzuwerben, die die Beschlässe des Konvents durch ihre Stimme bekräftigen helfen, erforderlichenfalls auch die Hand bieten, sie auszuführen. Die gute Sache bedarf, soll ihr Sieg dauernd bleiben, mancherlei Werkzeuge, und wer es mit dem Vaterlande gut meint, wird bereit sein, ihm jeden Augenblick zu dienen, mag die Form so oder so sein.“

Es war dieses ein Vorschlag, wie ich ihn nicht besser wünschen konnte, denn mit der Sprache dieser Vaterlandsfreunde nun schon genügend bekannt, um auf passende Weise mit einzustimmen zu können, ergriff ich freudig eine Gelegenheit, die am sichersten zur Ausführung meiner Rachepläne diente. Ich wurde daher sofort mit dem Agenten über die Bedingungen einig, unter welchen ich mich dazu verstand, in seine Dienste zu treten, worauf er mich alsbald in das Bureau Petions, des zu jener Zeit allgewaltigen Mannes, führte.

Die Revolution ging ihren zermalnenden Riesenschritt weiter, ohne daß es meines schwachen Hauches bedurft hätte, die gewaltige Flamme noch stärker anzuschüren. Täglich fanden in den Wohnungen der Reichen und Abtügen Hausdurchsuchungen nach verborgenen Proskribierten statt und die Verhaftungen nahmen einen stets wachsenden Umfang an. Bald bot sich mir die Gelegenheit, meine verhaßte Feindin mit dem Herzog von Auxonne auf der Liste der Verdächtigen zu sehen, was zur Folge hatte, daß beide festgenommen und in Haft gebracht wurden. Die Wohnung der Marquise sah ich erbrochen und teilweise geplündert. Sie war von dem Augenblicke an dem Tode verfallen, wo sie der furchtbaren Gewalt des Revolutionstribunals in die Hände geriet; da ich dieses wußte, so bereitete ich mich im stillen zu ihrem Ankläger vor. Die Vorsehung hatte es aber anders beschaffen, und mir sollte der Vorwurf, mein eigener Rächer gewesen zu sein, erpart bleiben.

Die Tage des 1. und 2. September 1792 erschienen, die mit wenigen Ausnahmen allen in den Gefängnissen befindlichen Abtügen und Geistlichen den Tod brachten. Das Verfahren, das Robespierre und seine Genossen angeordnet hatten, um die Gefängnisse schnell zu leeren, war kurz und energisch, aber ihren geheimen Absichten entsprechend. Es wurde für jedes Gefängnis ein selbständiges Volkstribunal eingerichtet, das die Verhafteten abzurteilen hatte. Es zeigte sich nun, zu welchem Zwecke die Gewaltthaber Personen anwerben ließen und in ihren Bureaus auf nur nebensächliche Weise beschäftigten, jedoch reichlich bezahlten.

Sie sollten nämlich bei den damals schon beschlossenen Maßregeln, wie dieses beabsichtigte Morden genannt wurde, sichere Werkzeuge sein, um die Meinung des Volkes bei Verurteilungen zu leiten. Ich mag nicht erzählen, von Graueln ich damals Zeuge gewesen bin. Täglich erwartete bei der großen Anzahl von Verurteilungen, denen ich beistehen mußte, den Namen der Marquise zu vernehmen. Daß sie verurtheilt war, wußte ich aus den Verzeichnissen, die in meine Hände kamen, aber es blieb um so schwerer zu ermitteln, in welchem Gefängnis sie sich befand, da man die Verhafteten oft aus Versehen in den andern brachte, auch die rohen Vorsetzenden Volkstribunale die Namen nicht selten verwechselten oder richtig angaben. Leicht konnte es durch eine solche Verwechselung der Zufall fügen, daß die Strafbare der Vergeltung entgegen ein minder schuldbelastetes Leben an ihrer Stelle blühte. Von dieser Vorstellung eingenommen und durch die Szenen der Verzeihung und des Blutvergießens in einem stand fieberhafter Spannung verfest, begab ich mich späteren Nachmittagsstunden eines Tages aus dem Gefängnis von St. Flogie nach der Wohnung des Maire, um nachhaltungsbeschele einzuholen. Da trat der Sekretär des Maire mit einem Blatte in der Hand mir entgegen.

„Eilen Sie, Bürger,“ rief er mir zu, „nach dem Gefängnis von la Force! Der Maire hat soeben erfahren, daß eine der wichtigsten Verschworenen“) durch Irrtum sich noch befinden und noch nicht gerichtet sind. Eilen Sie, die Urtheilung an diesen Verhafteten vollstrecken zu lassen.“

Sogleich begab ich mich nach dem bezeichneten Orte, um die Liste durchlesend. Es waren mir unbekannte Namen. Im Hofe des Gefängnisses wartete der Nachrichten bearer die Verurtheilten. Systematischer als in den andern Gefängnissen die Gefangenen auf verschiedene Weise gerichtet wurden, man hier ein Schafott errichtet, das eine Anzahl Weiber, genannten Schafott-Turien, mit wüstem Geschrei umgab, trat in das Zimmer, wo das Volkstribunal seine Sitzungen hielt, dem Präsidenten meine Liste überreichend. Dasselbst fanden reits viele Verhaftete, mit bleichen Miene den Urtheilung wartend. In grausamer Ironie blieb das Wort Tod in den Sitzungen außer Gebrauch. Man verurtheilte nur zur Waise in ein anderes Gefängnis, und indem eine solche vorgegebene Änderung des Aufenthaltes die Gefangenen mit einer kurzum erfüllte, führte man sie durch eine Hintertür des Gefängnisses unmittelbar in jenen Hof, wo der erste Schritt über die Schwelle der Schritt aus dem Leben war.

So sah ich nacheinander mehrere Gefangene kommen und verschwinden, als ein neuer Trupp erschien, an dessen Spitze eine Frau vor die Schranken trat, in der ich sofort die Marquise kannte. Die Schreden der letzten Zeit schienen weder Reize ihrer Gestalt noch auf die Anmut ihrer Züge Einwirkung gehabt zu haben, ja, ihr Auge strahlte mutbegeistert in die Feuer, indem sie sich mit unerschrockener Haltung dem behängenen Tische näherte, wo über Leben und Tod entschieden wurde. Während eines Augenblicks schien ihre noch immer Schönheit die Wirkung selbst auf die entmenschten Gemüther Richter nicht zu verfehlen; sie verstummten, während der Präsident mit etwas unsicherer Stimme einen fremden Namen nachsah. „So heiße ich nicht!“ sagte sie lebhaft, „es hat hier ein stattgefunden, man hat mich mit einer andern Person verwechselt.“

Sie sprach diese Worte mit festem Ton, wobei sie mit phasierender Miene ihre Ankläger anfas. Da begegnete sie dem meinigen. Eine Erinnerung schien in ihr aufzuzucken, sich zum Bewußtsein zu gestalten, denn sie erlebte fester Mut brach zusammen.

„Wer seid Ihr denn eigentlich?“ fragte der Präsident. „Die Marquise von Brancailles!“ entgegnete sie kaum. „O, die suchen wir ja schon lange!“ rief der Präsident boshafter Miene.

Ich aber, von Haß erregt, schrie: „Elende, zu lange hast du diesen Namen geschändet!“

Belebend und schreckensbleich stürzte sie sich auf den Präsidenten, während die Marquise in der Meinung, einen erwarteten Schutz gefunden zu haben, mit einem gewissen um sich blickte.

Ich wußte nur zu gut, daß jener Ausspruch den Tod brachte. „Nach der Abtei!“ scholl es aus dem Munde der Mitglieder des Tribunals, während die Marquise in der Meinung, einen erwarteten Schutz gefunden zu haben, mit einem gewissen um sich blickte.

Ich wußte nur zu gut, daß jener Ausspruch den Tod brachte. „Nach der Abtei!“ scholl es aus dem Munde der Mitglieder des Tribunals, während die Marquise in der Meinung, einen erwarteten Schutz gefunden zu haben, mit einem gewissen um sich blickte.

Ich wußte nur zu gut, daß jener Ausspruch den Tod brachte. „Nach der Abtei!“ scholl es aus dem Munde der Mitglieder des Tribunals, während die Marquise in der Meinung, einen erwarteten Schutz gefunden zu haben, mit einem gewissen um sich blickte.

*) Es wurden die zur Hinrichtung bestimmten bezeichnet.

war sie bereits von zwei Häschem nach jener Hintertür worden, wohin sie in der Hoffnung bevorstehender Be-
arglos folgte. Jetzt aber trieb der Aufruhr in meinem
mich auf den Hof hinaus, um die unrettbar Verlorene noch
zu sehen. Eben führte man sie die letzten Stufen hinab,
der Anblick der furchtbaren Maschine, die sie schnell über ihr
belehrt, ihr das Entsetzen des Todes auf das Antlitz.
Da wurde sie hingeschleppt zu dem blutigen Gerüst, von
kurz entfernt stand. Sie sah mich, und der verzweiflungs-
schrei, den sie ausstieß, war der letzte Laut ihres Lebens;
enden Augenblick verblutete sie unter dem mörderischen
der Guillotine, während die das Schafott umtanzenden
über das schöne und glänzende Opfer aufjauchzten.
ich schrie laut auf; ein Taumel drohte mich zu über-
nehmen, und ich mußte mich an eine der mir nächststehenden Per-
sonen halten, um nicht niederzufinken. — Das ewige Straf-
so schien es mir, sei nun über die sündige Welt herein-
gefallen, in dem ich durch eine unbegreifliche Fügung Zeuge
des schrecklichen Werkzeug von der Strafe und dem Untergang
schuldbeladenen Geschlechtes sein sollte.

Ich zunächst auf jenen Vorgang folgte, ist meinem Ge-
samt zum Teil verschwunden. Ohne Zweifel waren es Szenen
der Art, die fortbauerten, bis das Gefängnis geleert und
geräumt, die man für nötig erachtete, gefallen waren. An
der nächsten Tage wurde ich zu Danton gerufen, der da-
maliger Minister war. Er gab mir einen unbedeutenden Auf-
trag, indem er mich scharf fixierte, fragte er:

„Haben die Marquise von Brancailles gefasst?“
Ich antwortete, daß keine Veranlassung mehr, mit meiner Geschichte
zu halten und erzählte offen die Begebenheiten meines Lebens.
„Bedauerndswürdig!“ entgegnete der Minister, als ich zu-
kam; an einem Manne, der so furchtbar unter dem Dru-
cke des Tyrannen gelitten hat, muß die Sache der Freiheit eine
mächtige Stütze gewonnen haben, und so werden Sie,
ich, ihr ungeteilt angehören.“

Ich konnte dieses aus voller Seele bejahen.
„Ist indessen auch billig,“ fuhr er fort, daß die Revolution
Ihnen belohnt. Die Güter der Marquise sind eingezogen;
wenn alle Ansprüche, sich an ihrem Nachlaß schadlos zu halten,
nämlich Geld eine solche Unbill, wie Sie sie erleiden
zu vergüten imstande ist. Die Habe der Gerichteten ist
ent, die Kosten zu decken, die die vielen neuen Einrichtungen
haben, wozu auch die Befoldung zuverlässiger Beamten
reichen. Sie mir daher morgen eine Forderung ein von
das Sie als Schadloshaltung für Ihr Unglück, für die Jahre,
die verloren haben, und für die Beschimpfung, die Ihnen
zugesetzt ist, beanspruchen.“

Ich nannte sogleich eine mäßige Summe. Er entgegnete, daß
viel zu wenig sei und drang mir mehr als das Doppelte
auf, die ich verlangt hatte. Ich war von da ab oft
zu Danton. Er und die andern Gewaltthaber bedurften für ihre
noch weiterer zuverlässiger Personen, als die aus der
des Volkes, damit dieselben in den Sitzungen des Ja-
cobins durch ihre Agitation das Gewicht der Reden ver-
stärkten, deren Inhalt man durchgeführt wissen wollte.

Ich sah Danton wurde ich auch mit Robespierre in dem Zeit-
näher bekannt, wo das Interesse der Revolution diese
Männer näher gebracht hatte. Die glühende Seele Robes-
pierrés, seine überwältigende Begeisterung, die kühnen Ideen
von Freiheit und Republikanismus, die ihn bei äußerer Ver-
kälte und Kälte erfüllten, zogen mich mächtig zu ihm hin-
über, trat, als die Wege dieser beiden sich bald darauf wieder
trennten, entschieden auf Robespierres Seite, in dem ich allein
den Apostel der Freiheit zu erblicken wählte. Ich wurde
zu dem kühnsten Freiheitsprediger, zum wütendsten Hasser
jeglichen Gewalt, gegen die ich oft mit einer Bitterkeit,
die Beispiel suchte, im Nationalkonvent sprach. Stets lehnte
ich das Anerbieten, eine bestimmte öffentliche Stelle an-
zunehmen, standhaft ab. Ich wollte nichts sein als der Freund
des Robespierres, und ich hatte der Entschluß gefaßt,
die Republik befestigt sein würde, mich in die Einsamkeit
zu ziehen. Er lohnte mir diese Hingabe mit einem unein-
getragenen Vertrauen, und oft glaubte ich im innersten Grunde
meiner Seele zu lesen, die gleichsam ein Herz stets fortglühender
von Freiheit und Republikanismus war.

Im nächsten Schritte die Ereignisse vor bis zur Verurteilung Dub-
bets. Sein Tod war in der inneren Beratung derjenigen,
die Volksmeinung leiteten, längst und unwiderruflich be-
schlossen. Ich wußte das, ich stimmte vollkommen den Ansichten
dieses Verbrechens als notwendig hin, und wenn
wahrscheinlich ohne mein Zutun das Schicksal dieses un-
glücklichen Monarchen ihn auf das Blutgerüst geführt haben würde,

so kann ich doch, um wahr zu sein, mich nicht von dem Vorwurfe
freisprechen, hierzu nach Kräften mitgewirkt zu haben.

Das Schicksal des Königs war entschieden. Der unglücksvolle
21. Januar 1793, ein Tag der tiefsten Trauer für jeden vater-
landsfreundigen und altanhänglichen Franzosen, erschien. Ich be-
fand mich in Nationaluniform, mit geheimen Befehlen des Voll-
ziehungsrates, ganz in der Nähe des Blutgerüsts. Als der be-
klagenswerte Monarch es bestieg, sah ich ihn zum erstenmal in
meinem Leben so nahe, denn so oft er im Verhör war, hatte der
besondere Auftrag Robespierres, die Bewegungen des Volkes
auf der Strafe zu beobachten, mich aus den Sitzungen entfernt
gehalten. Jetzt fühlte ich mich bei seinem Anblick doch erschüttert.
Ich war von vielen Hinrichtungen Zeuge gewesen, aber nie hatte
ich so viel Standhaftigkeit bei solcher Hingebung, niemals so viel
Würde und eine solche Ruhe zu beobachten Gelegenheit gehabt.
Ich hatte mir den König ganz anders vorgestellt, ein ganz anderes
Benehmen von ihm erwartet. Es wird Ihnen vielleicht bekannt
sein, daß Ludwig, als er das Blutgerüst bestieg, festen
Schrittes bis gegen den Rand desselben vorging, mit einem
einzigsten Wink den Trommelschlägern Ruhe gebot und dann mit
weithin tönender Stimme sprach:

„Ich sterbe unschuldig aller der Verbrechen, deren man mich
anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte
Gott, daß mein Blut nicht auf Frankreich zurückfalle!“

Er würde noch mehr gesprochen haben, wenn nicht ein Na-
tionalbeamter den Trommelschlägern mit hochgeschwungenem
Degen das Signal gegeben hätte, aufs neue zu wirbeln. Ich
muß es gestehen, dieser Glende war ich, mit geheimen Befehlen
dazu an diesen Platz gestellt, und obgleich ich den Wunsch hegte,
eine so traurige Szene möglichst abzukürzen, so kann die Neue
darüber doch nur mit meinem Leben enden. Da ertönte von
einer anderen Seite der Zuruf an den Henker, seinen Auftrag
zu vollziehen. Es geschah — und die tiefe Stille, die darauf ein-
trat, bewies zur Genüge, daß die Franzosen es fühlten, welche
eine furchtbare Schuld dieser Augenblick über sie brachte.

Nur der Ruf: „Es lebe die Republik!“, den ich mit den andern
Helfershelfern laut werden ließ, brachten wieder Leben in die
schweigende Volksmasse.

Der Eindruck, den dieser Vorgang auf mich machte, war tief
und erschütternd gewesen; dennoch gelang es Robespierres Ein-
redungskünsten, ihn in kurzer Zeit zu verwischen oder wenigstens
in den Hintergrund zu drängen. Eine lange Zeit verging, ehe
meine republikanischen Träume angefochten wurden. Ich hatte
das Unglaublichste erlebt, wie sollte ich mich wundern, wenn noch
Unglaublicheres folgte, wenn ich unzählige Opfer an den Altären
jener Freiheitsgöttin enden sah, die für ihre aufrichtigsten Apostel
keinen andern Lohn zu haben schien, als das Blutgerüst. Selbst
Danton, Hebert und viele andere sah ich fallen, weil sie der Lodung
zu Macht und Herrschergewalt nicht hatten widerstehen können.
Der Erfinder des Schreckenssystems schickte sie mit beispielloser
Gefühllosigkeit in den Tod, um desto sicherer allein zu gebieten.
Es währte lange, ehe mir darüber die Augen aufgingen. Als es
endlich geschah, als ich mir nicht länger verbergen konnte, daß
auch Robespierre an der Sache der Republik zum Verräter wurde,
da verließ ich mit Abscheu gegen Welt und Menschen das unheil-
volle Paris, obgleich mir Robespierre und St. Just die vorteil-
haftesten Anerbietungen machten. Eine schmerzliche Sehnsucht zog
mich nach der Stätte meiner Heimat, nach der Bretagne. Es war
kurz vor dem Sturze Robespierres, sonst würde mich seine Macht
und seine Rache auch hier zu finden gewußt haben. So blieb ich
denn bei dem milderen Verfahren, das nun eintrat, unbelästigt.

Die Meinigen waren sämtlich verstorben. Ein älterer Bruder
von mir war vor langen Jahren zur See gegangen, aber niemals
hatte er ein Lebenszeichen von sich gegeben. Das väterliche Haus
sah ich bis auf eine kleine ärmliche Wohnung verfallen, die ein
alter Diener bewohnte. Das kleine Gut war, da mein Vater sich
längst nicht mehr am Leben befand, beim Ausbruch der Revolution
als Nationaleigentum verkauft worden. Bertrand, jener alte
Diener, erstand das haufällige Haus nebst einem Teile des Landes,
das er mit Hilfe seiner Tochter, die als Witwe bei ihm lebte,
anbaute. Ich kannte beide von Kindheit auf und wurde von
ihnen wiedererkannt. Die ungeheuchelte Freude, womit sie mich
empingen, dazu ihre offene Bereitwilligkeit, mir das Besitztum
wieder abzutreten, rührte mich tief. Ich war es nicht gewohnt,
solcher Gesinnungen von Freue und Ergebenheit im Leben zu
begegnen, und hier zuerst, unter armen Landleuten, sollte ich
diese Tugenden kennen lernen. Ich erklärte, nichts von ihrem
Besitztum zu beanspruchen, wenn sie mir nur gestatten wollten,
gegen ein geringes Kostgeld ihre Lebensweise zu teilen. Es
währte lange, bevor ich sie bewegen konnte, etwas anzunehmen.
Dann ging ich zu dem Maire des Ortes, bei dem ich eine Er-
klärung niederlegte, daß ich alle Ansprüche an die jetzigen Inhaber

meines väterlichen Besitztums aufgeben. Unangefochten lebte ich unter diesen harmlosen Menschen, und niemand störte mich in meiner Zurückgezogenheit.

Die Angelegenheit meines Vaterlandes waren es allein, die mir noch einiges Interesse einzulösen vermochten. Ein benachbarter Besitzer gab mir von Zeit zu Zeit öffentliche Blätter, die mich stets von dem Gange der Ereignisse unterrichteten. Die Jahre schwanden. Die schmerzlichen Erinnerungen meines Lebens hatten in der mich umgebenden Stille nach und nach ihren Stachel verloren. Mein Blick wurde freier, kein Egoismus, keine törichte Selbstverblendung hielt ihn mehr gefangen, und wie in klarer Uebersicht der Zusammenhang meines Lebens vor meinem inneren Auge sich entwickelte, so wurde mir auch die schmerzliche, aber heilsame Erkenntnis meiner Fehler und Irrtümer zuteil, und mehr und mehr begann ich sie zu bereuen. Da kam, es sind nunmehr fünf Jahre her, aus der Hauptstadt der Provinz

eine Mitteilung an den Maire unseres Dorfes, daß ein Herr de Brancailles in Paris verstorben sei, der seit einigen Jahren dort ansässig gewesen wäre. Er hatte auf Seereisen und durch vorteilhafte Spekulationen ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben, das er samt einem Hause in Paris Abkömmlingen seiner Familie, so fernsolche am Leben sein sollten, vermacht, andernfalls sollte die Hinterlassenschaft milden Stiftungen zufallen. Es galt nun zu ermitteln, ob noch jemand von seinen Familienmitgliedern sich am Leben befände.

Meine erste Regung war, die Erbschaft den wohlthätigen Stiftungen zu überlassen, die der Wille des Verstorbenen, der niemand anders als mein älterer Bruder war, ihnen in zweiter Reihe zugeordnet hatte. Einige Überlegung aber veranlaßte mich, diesen Entschluß zu ändern, und zum nicht geringen Teile war auch der Gedanke maßgebend, daß ich nun manches Elend und manches Unglück, das die Revolution verschuldet, wenigstens in etwas lindern könne. So beschloß ich, wieder nach Paris zu gehen, und leicht überredete ich die Tochter Vertrands, meine alte Haushälterin, deren Vater unlängst gestorben war, mich hierher zu begleiten.

Und nun bewundern Sie mit mir die Wege des Schicksals, denn dieses Haus ist das nämliche, das die Marquise einst bewohnte. Der Name, den es trug und dessen Spuren Sie noch über dem Eingang wahrnehmen können, hatte meinen Bruder veranlaßt, es zu kaufen, als nach der Revolution so manches Besitztum ausgeboten wurde. Fest entschlossen, niemals von seinen Räumen und Bequemlichkeiten Gebrauch zu machen, ließ ich nur einige Zimmer im Seitensflügel für mich einrichten. So

lebe ich denn in der geräuschvollen Hauptstadt nun seit als ein menschenscheuer Einsiedler, der es als die größte Empfindet, wenn er hie und da eine Träne fremden Leidens trocknen kann, und der in diesem Bewußtsein einige Jahre für sein eigenes unheilbares Leid findet!" —

Hier beendigte Brancailles seine Erzählung. Er war in den letzten Worten sehr bewegt aufgestanden und ging mit Zeichen tiefen seelischen Schmerzes die Kastanienallee hin und her. Ich glaubte, er würde in seiner Miene den Wunsch äußern, allein zu sein, auch schien mir nach diesen Mitteilungen ein gütliches Gespräch weder passend noch möglich. Ich begann daher, ihm mit dem Ausdruck herzlichster Teilnahme meine Hand zu drücken, alsdann ich mich auf mein Zimmer be

Als ich ihn wieder sah, da schien er zwar heiter gestimmt, kam es mir vor, als ob er geflüstert der Erinnerung jene Mitteilungen ausweiche und alles vermeide, was



Ein Wiedersehen auf dem galizischen Kriegsschauplatz: Wegen Choleraverdacht isolierte Soldaten werden von ihren Frauen besucht. Kilophot, Wien.

offen, die Türe seines Zimmers aber zu meinem Besremschlossen und versiegelt.

Im Begriff, die alte Marton aufzusuchen, kam diese dem Gange des Erdgeschosses weinend entgegen und mir stumm, aber mit dem Ausdrucke herzzerreißenden Schmerzens einen versiegelten Brief. Er war von Brancailles für mich gerichtet und enthielt folgende Zeilen:

„Als in der Sitzung des Nationalkonvents am 16. Januars nachts um 12 Uhr, nach mehrstündiger Verhandlung, die Urteile, da lähmte, so gut auch alles vorbereitet war, im entscheidenden Augenblicke die Scheu vor der ungeheuren vielleicht auch ein dunkles Vorgefühl einst möglicher jeder Zunge, und niemand wollte der erste sein, sein Votum auszusprechen. Da erhob ich mich von meinem Sitze, um Stimme: 'Der Tod ohne Umstände!' war die erste, die die glücklichen Fürsten zum Tode verurteilte. Jetzt hat die verdiente Vergeltung mich ereilt und ich komme ihr zuvorkommen."

ein Leben ende, das längst schon der Strafe an-
de Brancailles.“
... gehörte zu den wenigen Personen, die von



Bismarck-Deutmal in Frankreich. (Mit Text.)

... der neuen Regierung unter Ludwig XVII. aus-
... Er hatte tags vorher durch einen Pistolenschuß
... ein Ende bereitet.

Im Schützengraben.

Kriegsnovelle von A. G. Krueger. (Nachdruck verb.)

... ige Zeit hatten die Offiziere erstaunt ein dumpfes
... und Dröhnen zu vernehmen gemeint. Dieses ver-
... um mehr und mehr. Und als die Gesellschaft nun an

... gelangte, wo der
... nach Westen
... begann, wurde
... fänglich förmlich
... end. Die Offi-
... stehen und
... gestrengt.
... darauf schwö-
... Kanonendon-
... ndte sich Erz-
... andern Herren.
... auch welcher
... meiner Ansicht
... wir uns ganz
... der Franzosen

... en Herren wa-
... er Ansicht, teils
... eine andere.
... tnant Heimert,
... schrittmesser bei
... an Erzellenz
... meldete, bleich

... :
... nden uns un-
... der franzö-
... hstellung, Ex-
... die Strede des
... diesem Knie bis
... rigen bildet die
... des Schützen-
... te gehoramt,
... Berechnung an-

... der General



Pfarrer D. Lauterburg, Bern,

zum Seelsorger der deutschen Gefange-
nen in Frankreich ernannt. (S. 3. G.)

... durfte. Der General,
... der das bemerkte, lachte.

„Run, Herr Major,“
rief er freundlich, „her-
aus mit Ihrem Plan,
den Sie ja wohl schon
in der Tasche haben!“

„Erzellenz,“ plakte
dieser heraus, „wenn
wir hierher eine tüch-
tige Ladung Dynamit
legen, sprengen wir die
ganzen Schützengräben
in die Luft!“

„Ganz meine An-
sicht! nicht der General
ernst.“ Doch darüber
sprechen wir nachher.
Zunächst möchte ich so
gern Näheres über das
Ende des Ganges wie
über den Verlauf des
anderen wissen. Es ist
eine ganz eigentümliche
Sache, daß die Franzo-
sen die Geschichte nicht
entdeckt haben. Dafür
muß irgendein Grund vorliegen! — Herr Leutnant, bitte!“

nach dem Papier, betrachtete es eine
Weile und gab es dann mit einem
fragenden: „Was meinen Sie dazu,
Holzendorff?“ seinem Generalstabs-
chef. Der verglich die Berechnung
des Leutnants mit seinen Notizen,
nickte und meinte kurz: „Es stimmt.
Leutnant Heimert hat recht!“

Ein wohlwollender Blick der Er-
zellenz glitt zu dem strahlenden
Leutnant hinüber. Dann sann er
unter häufigen: „hm — hm!“ eine
Weile nach. Endlich hob er den Kopf.
Sofort erschaute er aber auch das
vor Erregung glühende Gesicht des
Pioniermajors, der ungeduldig von
einem Fuß auf den anderen trat und
nur auf die Gelegenheit zu warten
schien, da er seine Meinung äußern



Wilhelm Vauer,

Erfinder des ersten Unterseebootes. (Mit Text.)



Instruktion an einer vom gegnerischen Artillerie- und Infanteriefire besonders stark heimgesuchten Stelle
in der deutschen Schützengrabentlinie in Flandern.

Sofort setzte sich Heimert erneut an die Spitze des Zuges, der nach einigem Aufräumen der Pioniere noch etwa dreiviertel Kilometer in den Gang einzudringen vermochte. Dann sperrte ein mächtiger Geröllhaufen den Weg. Und da es durch einige Spalten desselben hell hindurchschimmerte, ließ sich vermuten, daß sich hier das Ende des Ganges befand. Zugleich machte sich aber auch ein eigenartiges Rauschen und Tosen bemerkbar, für das zunächst keine Erklärung zu finden war.

Nach kurzem Überlegen befahl der General, den Schutthaufen abzuräumen. Energisch zwar, aber, da man sich unmittelbar im Bereich der Franzosen befand, leise und mit äußerster Vorsicht, gingen die Pioniere an die Arbeit. Bald genug war der Schutt so weit entfernt, daß man die Lage genau zu übersehen vermochte. Und nun zeigte sich etwas Wunderbares, das zugleich das eigentümliche Rauschen erklärte:

Tatsächlich war das Ende des Ganges gefunden. Dieser mündete dicht vor einem über ihn stürzenden Wasserfall, der den Ausgang völlig verdeckte, am Rande einer tiefen Schlucht, die sowohl über als auch unter dem Ausgang steil und unzugänglich gähnte. Und als die Offiziere nun näher zusahen, bemerkten sie unter Schutt und Geröll altes Mauerwerk, aus dem deutlich erkennbar war, wie früher hinter dem Wasserfall hervor von dem Ausgang des Ganges eine Treppe in die Sohle der Schlucht hinabgeführt hatte.

Staunend betrachteten die Offiziere diesen Überrest alter Kriegskunst. Und sinnend meinte der General:

„Altherhand Hochachtung! Von den alten, römischen Heerführern kann man heute noch manches lernen. Der römische Legat hat sich hier ein Ausfalltürchen geschaffen, das nicht ohne ist. Schade, daß wir's nicht benutzen können. Aber andere Zeiten, andere Sitten. Unser Dynamit schafft schnellere Arbeit. Bedauerlich ist es nur, daß damit nun auch diese geniale Anlage zerschmettert wird. — Was hilft's aber?“

Schnell begab sich hierauf die Gesellschaft zurück in den Keller, und die Untersuchung des zweiten Ganges begann. Hier aber war man nicht so glücklich. Schon nach einigen hundert Schritten senkte sich der Gang steil in die Tiefe. Zugleich zeigte der Apparat stark die Anwesenheit von Grubengasen an. Mehr und mehr machte die hier herrschende Stille das Atmen beschwerlich. Immer trüber brannten die Dichter. Und da nun auch zahlreiche vermoderte Gebeine auftauchten, sah man, daß dieser Gang wohl nur zur Vergung gefallener Krieger gedient haben mochte, und verzichtete auf ein weiteres Vordringen.

Nach einem kurzen Hin und Her befahl der General nun den Aufstieg an die Oberwelt, der bald bewirkt war. Dann verschwanden die Kommandeure und ließen den geheimnisvollen Schützengraben wieder in dem ausschließlichen Besitz der rechtmäßigen Eigentümer.

Während diese nun ihrem gewohnten Tagewerk, das größtenteils in dem Aushalten des französischen Feuers bestand, oblagen, herrschte in dem Generalsstabszelt ein außerordentlich reges Leben. Ordonnanzten kamen und gingen. Artillerie zog in neue Stellungen. Truppenverschiebungen fanden statt. Flieger stiegen auf, kehrten wieder. Und die Schleichpatrouillen, gegen die französischen Fliegerstellungen wurden von Offizieren geführt, mehrten sich in ungewöhnlicher Weise.

Um drei Uhr nachmittags befahl der General sämtliche Pionieroffiziere zu sich, mit denen er eine Stunde etwa unterhandelte. Kurze Zeit, nachdem diese Exzellenz verlassen hatten, begann in dem Schützengraben ein unheimliches Leben.

Leutnant Heimert rühte mit seinem ganzen Zug an, den er sofort in die Keller nach unten dirigierte. Handwerkszeug und Material wurde in Mengen herbeigeschafft. Und die Mauerwerksarbeit der Genietruppe begann, während eine Sektion Infanterie zu Hilfsleistungen kommandiert wurde.

Nur für eine Viertelstunde erschien Heimert abends in der „Villa Brehmer“, die sich ständig eines regen Zuspruchs erfreute. Hastig aß und trank er ein wenig, rauchte eine Zigarre und beantwortete die unendlichen Fragen des Gastgebers und der Gäste nur ganz kurz also: „Gott, Herrschaften, euch alles genau zu erklären, dazu gehören Stunden. Die habe ich nicht übrig. Nur kurz soviel: Alles ist in Ordnung, steht wohl. Morgen werdet ihr mehr erfahren. Wenn meine Leute die Nacht durchhalten, bin ich mit Tagesanbruch fertig, um die Franzosen fliegen zu lehnen. Das andere ist dann euer Sache. Gott befohlen!“

Damit hastete er davon und verschwand in seinem Loch, während die anderen, in Erwartung einer schweren Arbeit für den folgenden Tag noch schnell ein wenig zu schlafen versuchten. Das gelang ihnen aber erst, nachdem die Franzosen ihnen den üblichen Gutenachtgruß in Gestalt einer Anzahl schwerer Granaten dargebracht hatten.

Die Nachtruhe des Leutnants Brehmer indessen sollte aber

nur von sehr kurzer Dauer sein. Gegen ein Uhr nach er etwas unsanft aus seinem schönen Traum gerissen, er nun, noch halb im Schlaf, die Augen öffnete, sah er Erstaunen Heimert, der ihn heftig anpöfste:

„Zum Donner, so wachen Sie doch endlich auf! einen Schlaf, na, Gott stärke! — Brehmer, Mensch, Der Deubel ist los!“

„Ja — was soll's — was ist denn los?“ rief die erneutes Rütteln des Kameraden erschreckt.

Richtungslos betrachtete Heimert zuerst das schlafende Gesicht: „Sind Sie munter, Brehmer?“ fragte er ärgerlich, ob Sie voll und ganz begreifen können, was ich Ihnen mitteilen will.“

„Aber ja doch, wenn ich auch nicht ahne, was Sie schlafender Zeit hierherfahren kann. Draußen ist doch kein einziger Schuß fällt und . . .“

„Machen Sie sich schnell fertig, Kerlchen!“ unterbrach Heimert hastig. „Sie haben doch einen Vertreter hier. Denn gut! — Sie müssen nämlich sofort meinen Auftrag, damit er Exzellenz das mitteilt, was ich Ihnen sagen werde. Sie haben mich doch genau verstanden.“

„Aber natürlich! — Also, ich soll Ihren Major zu ihm mitteilen?“

„Bei meiner Arbeit da unten habe ich durch das festgestellt, daß die Franzosen eine Sappe gegen unsere vortreiben. Anfragen bei mir sind unnütz. Die Sache ist sicher. Exzellenz soll nun Verhaltensmaßregeln geben um drei Uhr fertig mit der Ladung! — Die Sache tun Sie mir den Gefallen, und machen Sie rasch. drängt, obgleich die Franzosen kaum in unserer Nähe sein können. Exzellenz muß sofort einen Entschluß fassen. Haben Sie alles richtig erfaßt, Kamerad?“

„Ja, ganz genau!“ rief Brehmer und knöpfte den Rock. „Schön! — Einen Unteroffizier mag ich nicht mitnehmen. — Alles in Ordnung!“ antwortete Brehmer kurz, und schloß die Hand und hastete davon.

Und wieder tauchte Heimert in sein Reich hinab. Um drei Uhr morgens wurde in allen Schützengräben Alarm verläutet und der Befehl bekanntgegeben: Um drei Uhr beginnt die Artillerie das Feuer auf die hintersten Stellungen. Das Jägerbataillon, das 2. und 4. Bataillon sowie das 1. Bataillon 95 hält sich bereit zum Sturm. In demselben Augenblick ein, in welchem die Exzellenz unter dem französischen Schützengraben stillstand, allen Umständen ist die gegnerische Stellung zu nehmen. 2., 3. und 4. Bataillon 95 rückt sofort in die verlassenen Gräben ein.

Die französische Stellung bestand aus drei parallelen Gräben, die an dem Berge übereinander angelegt waren. Drahtverhaue und Flatterminen stark besetzt waren. Die aufläutenden Flieger in dem ersten Graben Alpen Maschinengewehre festgestellt hatten, war reichlich schwere Artillerie neben Infanterie in der zweiten Stellung, derselben, unter die eben die Mine gelegt war, in dem dritten, völlig im Unterholz befindlichen Gräben Feinden vorhanden war, hatte, des unsichtigen Terrains nicht erkundet werden können.

Jedermann in der deutschen Stellung kannte die Befeignungen genau, und jedermann wußte, daß der Befehl ein verzweifelt hartes Stück Arbeit darstellen würde. Der Befehl, die Stellung zu nehmen, war gegeben, und dieser eben genommen werden.

Jede Einzelheit, wie der Sturm angelegt werden mußte, war genau festgelegt worden. Nun Hauptleute mit den Zugführern nochmals die Stellung erläuterten die Leute, sofort mit aller Energie, konnten, in dem Augenblick vorwärts zu stürzen, in der Explosion der Minen erfolgen würde.

Noch war alles still und ruhig. Eben grante der erste Schützengraben aus der Schlucht auf, glitten zwischen dem und dem Buschwerk, gespenstischen Schemen vorüber und nieder. Und ein leichter Wind trug von den feindlichen ein leichtes Geräusch herüber, wie es etwa eine etwa das Frühstück vorbereitende Truppe verursachen mag.

Da zerfiel plötzlich das Donnertrachen der Artillerie. Feurige Bogen hoben sich aus der deutschen Stellung senkten sich unter schmetterndem Krachen auf die Linien nieder, dort Sand, Steine und auch menschliche Leichen in die Luft schleudernd. Dieser Salve folgten rasendes Schnellfeuer aus allen Geschützen. Unausgeseht die Feuerstrahlen, frachte und schmetterte es. Man

die deutsche Artillerie vorzüglich eingeschossen und derselben ein ganz erheblicher war. Die Artilleriefirei weiter, obschon dichte die sich dem Nebel, den Dunschleiern vernähnten, mehr und mehr erschwerten. Und, da nun auch die Artillerie lebhaft das Feuer erwiderte, sah man durch den Geschützrohren aufsteigenden Qualm von der französischen Stellung wenig.

Angewoll und fieberhaft aufgeregter verharrte die Sturmtruppe starr, mit lobenden Augen, vor sich am Boden in der Hand die Zündmaschine, welche die Mine zur Zündung sollte, hochte Heimert in seinem Stand, die Augen schließend.

Der Zeiger der Uhr auf fünf Minuten vor vier. Die letzten Donnertrachen sehte das Artilleriefirei aus. Heimert mutete die Ruhe an, die nun folgte.

Er rötete sich das Gesicht Heimerts. Die Ader an seinen Schwellen hoch an. Bis in die Kehle hinein fühlte er Schlag. Und ein leises Beben glitt über seinen Körper. Minuten vor vier — eine — vier Uhr!

Heimert wirbelte die Kurbel des Zündapparats, während seine Lippen sich vor Erregung nicht schloßen.

Die Stunde verging — zwei — drei.

Ein furchtbarer Schlag plötzlich, der die Erde erbeben ließ, ein gräßliches Knirschen, Schmettern, Bräseln, durch das wildes Geheul drang. Vor der französischen Stellung eine gut acht Meter hohe Wand von Staub, über der man Steine, Menschenleiber, Holzstücke, verschmetterter Geschütze in der Luft wirbeln sah. Hinein Hunderte grauer Gestalten mehr flogen als das überwältigende, donnernde Hurra der Stürmer über alle anderen Geräusche.

War sofort nach der Explosion mit einem mächtigen Aufstoß aus der Böschung gesprungen und hatte die Augen gerissen. — Zunächst sah er nur die Erde in der Staubwolke, die tatsächlich das schwache Licht verdrängte, verschwinden. Was kümmerte die der Staub, der Sand, die Steine und das andere. Vorwärts ging es, ran an den Feind.

Die Kette! knurrte der Leutnant. Und nun, als die ersten einigermaßen verzogen hatte, griff ein gewaltiges Beben seiner Seele Platz. Den Erfolg hatte er von seiner Seite nicht erwartet.

Die zweite Linie der französischen Stellung mit samt der vom Erdboden verschwunden und mit ihr auch der ersten Graben. Sonderbar! — Kaum glaublich! In gar nicht möglich sein! — Aber dann wurde es Herrgott, seine Explosion hatte wahrscheinlich auch französische Sappe bereits herbeigeschaffte Sprengmittel. Daher die tolle Wirkung. Und er machte einen Luftsprung.

Die erste Linie, welche den ersten Graben zu nehmen war, war ein leichtes Spiel, da die Explosion der Mine den größten Teil hatte. Mit dem Rest der Besatzung wurde man und stürzte weiter.

Die zweite Linie, die für die dritte Stellung bestimmt war. Während sie die zerstörten Stellungen übernahm, erhielt sie aus der obersten französischen Linie ein mörderisches Feuer, das große Verluste verursachte. Die Stürmer aufhalten. Hinauf den Berg, die fallen, was wollte, und heran an den Feind. War der Ansturm, daß die Jäger beinahe in den hinteren Linie gährenden Abgrund gesprungen wären. Nun ein verzweifelter Kampf. Die Franzosen hatten der Schlucht mit außerordentlichem Geschick Stellungsschützen angelegt, aus denen sie ein furchtbares unterhielten. Aber das alles half ihnen nichts. Die ersten hinein in ihre Stellungen, das Bajonett und machten grausige Arbeit. Und nach Verlauf zweier Stunden sah die ganze Linie in deutschem Besitz. Obschon heute gemacht wurde — außer einem Bronzemörser, der fern und drei Maschinengewehren mit der dazu gehörigen Munitio n fiel nichts in deutsche Hände — war der Sturm in den Franzosen für uneinnehmbar gehaltene Stellung eine Leistung ersten Ranges. Erzellenz verkündete die oberste Befehlshaber der beteiligten Bataillone durch der gesamten Armee und erkannte die grandiose Leistung seinem Besuch der Stürmer also an: „Der heutige Tag ist ein stolzes Blatt in der Geschichte des Krieges!“ Vorbei war, zog der General die Sturmtruppen, die Gefangene gemacht hatten, zurück und sandte die

Reserven vor, die nun sofort an die Befestigung der neuen Stellung gingen. Bald war diese denn auch so gesichert, daß so leicht kein Sturm der Franzosen Aussicht auf Erfolg haben konnte.

Eine Anzahl Eiserner Kreuze gelangten an die heldenmütigen Stürmer später zur Verteilung, deren eines Leutnant Heimert zu seiner großen Freude sich an die Brust heften durfte. Auch Drehmer verdiente sich eins und andere mehr.

Die Elektrizität im Kriege.

Von Eugen Löwinger. (Nachdruck verboten.)

Die in der Heimat Zurückgebliebenen verfolgen die Schicksale ihrer Lieben mit doppelt ängstlichem Herzen, sobald sie die Nachricht erhalten, daß ein Familienangehöriger Aufnahme in einem Lazarett gefunden hat. Die Elektrizität tritt sofort in ihre Rechte, wenn es sich darum handelt, mit ihrer Hilfe Geschossteile aufzufinden, die im menschlichen Körper stecken geblieben sind, sowie über den Lauf des Wundkanals zu unterrichten. Von den Ergebnissen, die die Röntgenapparate zutage fördern, hängt die Art der Behandlung ab. Damit ist auch die Gewähr gegeben, daß, wenn nur irgendwie möglich, die Heilung und Wiederherstellung der verwundeten Krieger erreicht wird, denn für diesen Erfolg ist fast immer ausschlaggebend die richtige Behandlung der Wunde gleich bei der Einlieferung des Verletzten, und die Elektrizität bietet uns dazu eine ausreichende Handhabe. Ebenso ist die Elektrizität dazu bestimmt, Metallteile, die sich in den Wunden festgesetzt haben, zu entfernen. Dafür werden Elektromagnete genommen, die in die Wunde eingeführt werden.

So wie die Elektrizität dazu verwendet wird, die Wunden des Krieges zu heilen, so dient sie auch dazu, Wunden zu schlagen. Zu diesem Zwecke findet sie die stärkste Anwendung auf den Kriegsschiffen. Auf den modernen Panzerungstürmen ist alles auf den elektrischen Betrieb berechnet. Die elektrischen Anlagen an Bord eines solchen Schiffes sind in ihrer Ausdehnung oft nicht viel den Einrichtungen unterlegen, die Großstädte ersten Ranges aufweisen. Man benützt die Elektrizität, um die mittels Dampfturbinen angetriebenen Schiffschrauben zu betätigen, sie wird verwendet zur Steuerung, bei den Pumpen, zum Auswinden der Anker, zur Ventilation, beim Öffnen und Schließen der wasserdichten Schotten und schließlich bei den Scheinwerfern und Signallichtern. Daß an Bord die Geschütze elektrisch bedient werden und daß die Übermittlung von Nachrichten und Befehlen ebenfalls nur auf elektrischem Wege stattfindet, ist bekannt. Daß ferner die Elektrizität der Beleuchtung und Heizung dient und daß ihre Kraft in den Küchen- und Wirtschaftsräumen angewendet wird, ist ebenfalls nichts Neues. Die Leitungen an Bord sind derart gesichert, daß selbst Beschädigungen an Teilen dieser Leitungen den Betrieb des Ganzen nicht aufhalten.

Die „aktuellste“ Waffe, die Unterseeboote, wären nicht denkbar, wenn der Mensch es nicht verstanden hätte, sich die Elektrizität dienstbar zu machen. Man braucht wohl nicht besonders zu erwähnen, daß fast alle Einrichtungen an Bord eines Tauchbootes durch elektrische Kraft betätigt werden. Da die Unterseeboote, wenn sie unter der Wasseroberfläche schwimmen, nur durch die in den Akkumulatoren gespeicherte Kraft bewegt werden können, so kann man sich leicht einen Begriff davon machen, was die Elektrizität für diese modernste aller Waffen bedeutet. Läuft das Schiff auf dem Wasser, so wird es durch Kraftmaschinen fortbewegt.

Täglich ist in den Zeitungen zu lesen, welche wichtigen Dienste die Telefon- und Telegraphenleitungen den Heeren leisten. Daß die Stacheldrahtverhaue auch elektrisch geladen sind, um die Annäherung des Feindes sofort zu melden, ist ebenfalls eine nicht unbekannte Tatsache, wie die elektrisch bedienten Scheinwerfer auch bei den Fußtruppen eine Hauptrolle spielen im Falle von Nachtangriffen, welchen man so viele Erfolge in diesem Kriege verdankt.

In allen modern ausgebauten Festungen sind der Elektrizität große Aufgaben zugewiesen. Die bedeutende Ausdehnung, die die Festungsbauten jetzt haben müssen, machen es notwendig, durch elektrische Schmalspurbahnen nicht nur den Verkehr der Mannschaften innerhalb des Festungsgürtels zu vermitteln, sondern noch mehr ist der Transport von Munition, Geschützen, Nahrungsmitteln und Materialien aller Art auf diese Schmalspurbahnen angewiesen. Daß in den Panzertürmen das Einbringen der Munition, ja sogar die Betätigung der Zündvorrichtung auf elektrischem Wege geschieht, sind Errungenschaften der allerletzten Jahre.

Wir haben bereits des Fernsprech- und Telegraphenverkehrs gedacht. Die Dienste, die diese Leitungen heute vollbringen, waren in früheren Kriegen fast ausschließlich den Meldereitern aufgeführt. Wir wissen heute, daß bei den gewaltigen Schlach-

fronten es für unsere Heeresleiter unmöglich wäre, ihre Aufgabe zu lösen, wenn nicht ausgedehnte Telephon- und Telegraphendrähte sie in die Lage versetzten, mit den Unterführern an der äußersten Schlachtfront telephonisch zu verkehren.

Die kleine, bescheidene, elektrische Taschenlampe hat ihre Kriegsverwendbarkeit in diesem Kriege glänzend erwiesen. Sie ist für jeden Feldsoldaten eine Notwendigkeit geworden. Da alle Bewegungen nur des Nachts jetzt ausgeführt werden können, so ist es für den marschierenden Soldaten absolut notwendig, sich hier und da in seiner nächsten Umgebung durch Aufleuchtenlassen der Taschenlampe zu orientieren. In den weitaus meisten Fällen wäre es ihm ohne Lampe unmöglich, in die Schützengräben einzutreten und aus ihnen herauszufinden. Auch beim Einmarschieren während der Nacht in beschossene Ortschaften kann der Soldat ohne Taschenlampe den größten Gefahren ausgesetzt sein, und man begreift nun, weshalb die Soldaten im Felde nebst Wollwaren, Schokolade und Zigarren auch stets um eine Taschenlampe gebeten haben. Leider ist die Lebensdauer dieser kleinen Lampen noch eine ziemlich beschränkte, so daß die Produktion mit der Nachfrage kaum gleichen Schritt halten kann.

Frauenlos.

Warten und Weinen ist Frauenlos!
Müde vom Weinen, die Hände im Schoß,
Nach Nachricht aus dem Fenster schaun
Und sich doch vor der Nachricht graun.
Die langen Nächte einsam weinen,
In wehem Bangen nach dem einen —
Die Hoffnung so klein und die Sehnsucht so groß;
Warten und Weinen ist unser Los.

G. Fries.

Unsere Bilder

Ein Bismarck-Denkmal in Frankreich.
Am 1. April, dem 100. Geburtstag des Fürsten Bismarck, errichteten deutsche Soldaten in Bouillonville vor dem Haus, in dem Bismarck im September 1870 wohnte, dem Schöpfer des Deutschen Reiches ein Denkmal.
Wilhelm Bauer, der Erfinder des ersten Unterseebootes. Die Erfolge der neuesten Seewaffe, des Unterseebootes, sind überall bekannt und es wird hier von Interesse sein, den Mann kennen zu lernen, dem es gelang, das erste Unterseeboot unter Wasser zu vollführen. Wilhelm Bauer wurde am 23. Dezember 1822 zu Dillingen in Schwaben geboren und starb am 18. Juni 1875. Sein erstes unterseeisches Minenboot, mit dem er vernagelte, baute er von 1848—1851. Später gelang es ihm, einen Brandtaucher zu bauen, mit dem er erfolgreiche Fahrten im Hafen von Kronstadt vollführte. Er wurde später Submarine-Ingenieur und erfand eine Taucherformel, Hebelballons und Hebelamele.

Allerlei

Der fette Prozeß. Klient: „Was meinen Sie, ob ich den Prozeß gewinne?“ — Junger Advokat: „Wir wollen das beste hoffen, Lindenhauer — ich werde es mir zur Lebensaufgabe machen.“

Erinnerungen an Auber. Der Komponist der beliebten Spielopern „Fra Diavolo“ und „Maurer und Schlosser“ war ein äußerst wichtiger Kopf. Nach der Erstaufführung einer neuen Oper, wofür er 6500 Franken Lohntiere erhalten hatte, überbot sich die Pariser Kritik in herabsetzenden Auseinandersetzungen über das neueste Werk des Künstlers. Nachdem sich Auber in Ruhe jede dieser Kritiken durchgesehen hatte, suchte er sich die schlechteste davon heraus, nahm die Zeitung und packte sorgfältig die für die Erstaufführung des geschmähten Werkes vereinnahmten 6500 Franken hinein. Dann nahm er das Päckchen, warf es aber nicht ins Feuer, sondern legte es in seinen Geldschrank. So oft er das Päckchen sah, freute er sich über die schlechte Kritik und die schöne Einnahme. — Auber hielt sich auch einige Reiterpferde. Täglich ritt er im Pariser Bois de Boulogne spazieren. Er erzählte einem seiner Freunde, daß ihm bei dem gleichmäßigen Pferdetrieb seine schönsten Melodien einfielen. Als die Belagerung von Paris zur Zeit der Kommune begann, hatte man Aubers Kutscher das Lieblingspferd des Künstlers auf der Straße fortgenommen, um es zu schlachten. Als dies Auber erfuhr, sagte er zu seinem Kutscher: „Gehen Sie jetzt auf keinen Fall mehr mit meinem anderen Pferde auf die Straße. Es könnte möglich sein, man serviert es mir eines Tages im Restaurant als Schnitzel.“ A. M.

Pistolenschießen. König Carlos von Portugal, der so Verbrechenhand endete, war ein eifriger Nimrod und als tüchtiger Schütze. Besonders im Pistolenschießen war der König seine Geschicklichkeit hierin stellt ihn an die Spitze der besten. Im Pistolet-Klub in Paris zeigte der König Proben seiner Treffsicherheit im Pistolenschießen. Es wurden z. B. in einer von 60 Fuß sechzehn kleine Püppchen aufgestellt, die der hintereinander, ohne einen einzigen Fehlschuß zu tun, herunter wurde eine Schießscheibe in einer Entfernung von 90 Fuß diese gab der König in 28 Schüsse ab, die sämtlich das Ziel. Noch größere Geschicklichkeit hat der Engländer Wiman. Er gilt als Meisterschaftsschütze. Es ist ihm ein leichtes, aus einer Spielkarte herausgeholt Schnellschießen erzielte er bei 60 Schuß 55 Treffer, bei einem in Brighton zielte er in einer 48 Fuß auf ein Ochsenauge, das hintereinander traf. Wohl der Kunststüd brachte Mr. Wiman, daß er sechs Visitenkarten, in der hintereinander stehend, auf jedoch so, daß er selbst nur die vor Augen hatte. Mit sechs Schüssen Wiman eine Karte nach der gleiche Hälften, gewiß ein Beweis der Treffsicherheit des Schützen.



Eine 42-Zentimeter-Granate im Verhältnis zu einem deutschen 7,7 Zentimeter- (rechts) und einem französischen 7,5-Zentimeter-Geschoss (links).

Gemeinnütziges

Stachelbeergetee. Man gibt reife Stachelbeeren in einen so fest zugedeckt wird, daß weder Wasser hineinkommen kann. Man stellt man alsdann in einen Wasser und läßt die Stachelbeeren Minuten kochen, bis diese zerfallen. Dann gießt man die Masse durch ein Sieb und kocht den Saft mit dem Zucker zu Gelee.

Sellerie verlangt viel Aufmerksamkeit schon einige Wochen nach dem mit dem Rauchen begonnen. Gut bewahrt sich auch Klosterrüben. Latrine viel Kochsalz enthalten, den der Sellerie sehr liebt.

Stachelbeerraupen — die Stachelbeerblattwespe — können durch Bestäuben mit Insektenpulver werden. Am besten geschieht das Tau von den Blättern gewaschen, solange die Larven noch klein sind. Die Raupen haben oft das Kahlfräßen zur Folge, wodurch dann die Blätter der Früchte sehr beeinträchtigt werden.

Worträtsel.

Das Erste raget himmelan,
Ist schwer zu überwinden;
Doch lächelt du das Zweite an,
Doch wohnst du sicher finden;
Das Dritte führt dich tief hinab,
Ward manchem schon zum stillen Grab.

Fritz Guggenberger.

Visitenkartenrätsel.

ERICH SENGENTFROST

Durch Umstellen der Buchstaben findet man den Beruf des Mannes.

H. Kömich u. M. Jossak.

Auflösung des Königszugs:

Es haben viel Dichter gelungen,
Am schönen deutschen Land;
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sängler ruhen im Sand.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Umstellrätsels: Hindenburg. — Des Zahlenrätsels: Dinter.
Tor, El, R. Dinter. — Des Homonymrätsels: „ff“ (aus dem)

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Problem Nr. 111

Von H. Kömich u. M. Jossak.
(Süddeutsche Schachblätter Nr. 111, 1915, S. 31)



Matte in 2 Zügen.